

„2. Rundbrief

Grüße aus Madurai, dem gefühlt inzwischen heißesten Ort der Erde. Seit zwei Monaten herrscht eine anhaltende Hitze, die ich so noch nie erlebt habe. Selbst die Schule wurde zehn Tage später eröffnet aufgrund der extremen Hitzewelle, in der wir uns befinden. Tätigkeiten, die sonst keine Anstrengung erfordern, kommen mir auf einmal ermüdend vor und ich muss echt drauf achten nicht zu dehydrieren. Tagsüber ist es meistens für die, die können, am einfachsten im Haus zu bleiben. Wir, die Fathers und Freiwilligen, Elena und ich, haben zumindest das Privileg einer Klimaanlage und eines Ventilators. Die Worker, die in der sengenden Mittagssonne arbeiten müssen oder ärmere Familien im Dorf müssen irgendwie ohne auskommen. Hier werden wieder einmal die sozialen Unterschiede und Lebensrealitäten sichtbar, wie so oft.

Auch die langen Ferien machen mir und meiner Mitfreiwilligen manchmal zu schaffen. Das klingt komisch, weil sich die Meisten auf Ferien ja immer sehr freuen, mich eingeschlossen. Die Sommerferien, die hier mehrere Wochen anhalten und in denen es nur gelegentlich Arbeit für uns gibt, bieten nahezu zu viel Zeit. Abgesehen von unserem Urlaub, waren wir also die meiste Zeit nur auf dem Campus Gelände und haben uns dort die Zeit vertrieben. Im hinteren Teil des Campusgelände haben wir einen kleineren See entdeckt und seit ein paar Wochen gehen wir fast jeden Tag gegen Abend dort schwimmen. Umrandet von Palmen und den großen Felsen, die typisch für diese Gegend sind, kommt es mir wie eine kleine Oase vor. Es tut gut nach der Arbeit eine kleine Auszeit zu haben, in der Natur zu sein. Im Wasser auf dem Rücken zu treiben und seine Gedanken wie die Wolken am Himmel einfach vorbeiziehen zu lassen. Normalerweise leisten uns ein paar Hunde Gesellschaft, an manchen Tagen kommen auch ein paar Kühe dazu, die grasen und im Schatten ruhen.

In der Schule haben keine besonders großen Veränderungen stattgefunden und durch die langen, fast zweiwöchigen Ferien haben wir uns bis auf kleine Gelegenheitsarbeiten im Office anderweitig beschäftigt.

Nach sechs Monaten, die ich nun schon in Indien bin, merke ich deutlich wie integrierter ich mich in Pillar fühle. Seit einiger Zeit bin ich jetzt richtig angekommen, es fühlt sich mehr nach einer Art zuhause an. Mit vielen Menschen habe ich nochmal eine engere Bindung aufgebaut und sie besser kennen gelernt. Trotzdem geht es in zwei Monaten schon wieder zurück. Meinem Abschied stehe ich zwiespalten gegenüber: einerseits werde ich viel hier vermissen, die Menschen, die Schule, die Lehrerinnen und Schüler*innen, auf der anderen Seite vermisse ich gerade auch Deutschland, mein Zuhause, meine Freund*innen und meine Familie. Zu Beginn, die ersten Monate, war ich sehr gehyped, alles ist neu und aufregend, das Essen, die Kleider, Sari ragen usw. Inzwischen muss ich ehrlich zugeben, auch wenn ich indisches Essen liebe, dass ich auch die deutsche Küche vermisse. Das gute alte Brot und ein bisschen Salat. Da merke ich schon von was ich geprägt worden bin...

Ein anderes Thema was mich ebenfalls beschäftigt, ist meine persönliche Freiheit. Uns ist es untersagt allein in die Stadt zu gehen und jedes Mal, wenn wir zusammen gehen wollen, müssen wir die Fathers informieren bzw. um Erlaubnis fragen. Auch der Zeitrahmen ist sehr begrenzt, um sechs Uhr müssen wir zuhause sein, weil es früh dunkel wird. Ich verstehe ihr Argument der Sicherheit, weil Frauen in der indischen Gesellschaft einfach immer noch

anders behandelt werden und einer größeren Gefahr ausgesetzt sind, wenn sie allein unterwegs sind als Männer. Und als *Weißer* fallen wir natürlich nochmal mehr auf, egal wohin wir gehen. Die Fathers haben die Verantwortung und wollen auf Nummer sicher gehen. Trotz dieser rationalen Gründe fällt es mir schwer in manchen Momenten so abhängig zu sein. Weil ich mich hier im Vergleich zu Deutschland nicht annähernd so frei bewegen kann. Auch wenn es mir im Vorhinein klar war, und ich mich trotz dieser Einschränkung dazu entschieden habe, wird es mir erst vollständig in der akuten Situation bewusst. Diese Situation lässt mich meine Freiheit in Deutschland umso mehr schätzen und verursacht manchmal auch eine Sehnsucht alleine draußen unterwegs zu sein. Trotzdem ist es für die beschränkte Zeit meines Freiwilligendienstes für mich auch akzeptierbar, zumindest die meiste Zeit.

Neulich habe ich von einer Frau gehört, dass sie wegen gesundheitlicher Probleme nicht mehr lange arbeiten will und sie darauf hofft, dass ihre Tochter Anfang 20 bald Geld verdienen wird, damit sie aufhören kann zu arbeiten und die Kosten für anstehende Behandlungen von der Tochter bezahlen lassen kann. Die wenigsten haben hier eine Krankenversicherung, und selbst wenn, zahlt diese vieles nicht. Danach habe ich mir wie schon so oft die Frage gestellt: Nehme ich zu viel in meinem Leben als selbstverständlich an? Mal abgesehen von dem Fakt, dass ich, wenn ich oder eines meiner Familienmitglieder krank werden, mich selbstverständlich darauf verlassen kann das ich behandelt werde, weil die Krankenkasse für mich zahlt, habe ich keine Verantwortung für meine Eltern, sobald ich einen Job habe. Für viele Menschen sind die 20er dazu da zu studieren, sich auszuprobieren und sich selbst zu finden. (Mir ist hierbei bewusst, dass auch in Deutschland studieren ein Privileg ist, das nicht allen zusteht, insbesondere Kindern aus armen, migrantischen oder nicht akademischem Haushalten). Hier habe ich mehr den Eindruck, zumindest bei den wenig bis durchschnittlich verdienenden Familien, dass die Kinder direkt studieren, um sich einen gut bezahlten Job zu bekommen, damit die Eltern etwas entlastet werden. Wie selbstverständlich ist das Recht auf Selbstverwirklichung eigentlich in der Realität für viele Menschen?

Manchmal fühle ich mich schlecht, weil ich das Gefühl habe zu viel für selbstverständlich gehalten zu haben. Weil es in meiner Welt zuhause in Deutschland von meinem Umfeld als selbstverständlich angenommen wird, ohne groß darüber nachzudenken. Eigentlich komisch, weil ich theoretisch das Wissen hat, das es so viele Familien auf der Welt gibt, die zusammen in einer kleinen provisorischen Hütte leben, kaum Zugang zu sauberem Wasser haben und für die studieren noch nicht mal eine realistische Option ist.

Vielleicht ist es eine Art Abwehrhaltung gegenüber dem schlechten Gewissen und der Ohnmacht. Ein Schutzmechanismus der uns kalt und herzlos erscheinen lässt. Und der rein garnichts bringt und letztendlich alles schlimmer macht, weil man im Teufelskreis der eigenen Unwirksamkeit gefangen ist.

Auch ich kenne diese Gefühle und Gedanken nur zu gut. Weil auch ich mich frage, was kann ich als 19-jährige Ausländerin überhaupt tun? Wie kann ich helfen, wenn Menschen das Geld für Medikamente fehlt? Wie kann ich Menschen helfen, die nur ein brüchiges Dach über dem Kopf haben oder gar keins? Wie kann ich Kindern helfen, die auf der Straße betteln? Wie alleinerziehenden Müttern, die ohne ihren Mann leben und deshalb von der Gesellschaft verurteilt werden? Die ehrliche Antwort, die mich schmerzt und mir gleichzeitig eine Last von den Schultern nimmt ist, realistisch betrachtet: Gar nicht.

Nehmen wir zum Beispiel das bettelnde Kind. (Generell muss man sagen, dass man in Madurai nur ab und zu Kinder sieht die betteln, ich habe gehört, dass es in manchen Teilen des Nordens oder sehr großen Städten deutlich schlimmer zu sein scheint). Man läuft durch die Straßen und fällt natürlich auf als *Weißer*, und natürlich gehen die Menschen gleich davon aus, dass ich reich bin. Im deutschen Vergleich auf keinen Fall. Im indischen Vergleich zur Mittelschicht ja. Ich fühle mich dann schuldig und gleichzeitig ungerecht behandelt. Am liebsten würde ich den Menschen manchmal erklären, dass ich in Deutschland nicht reich bin, dass meine Familie nicht reich ist. Ich verspüre dann das Bedürfnis, ihnen zu erklären, dass ich in manchen sozialen und gesellschaftlichen Punkten in Deutschland auch unterprivilegiert bin, damit ja nicht das Bild entsteht ich entspreche dem Klischee des kalten, arroganten und gleichgültigen „Reichen“, dem nie Steine in den Weg gelegt wurden. Und zur selben Zeit weiß ich das es keinen Sinn macht, weil es in dem Moment nicht um meine Probleme geht, und weil ich schon zu oft daran gescheitert bin zu erklären, dass man die Preise auch im Verhältnis einordnen muss. Vor kurzem habe ich zum Beispiel ausgerechnet, dass man für das Geld für einem Tee in einem Cafe, in Indien einen ganzen Monat lang jeden Tag eine Tasse Tee kaufen könnte. Um ehrlich zu sein, konnte ich mir das bevor ich hier her gekommen bin auch nicht so ganz vorstellen.

Also läuft das Kind logischerweise auf uns zu, hält dir ihre Hand abwechselnd uns entgegen und führt sie zum Mund, eine Geste die essen bedeutet. Es zerbricht mir das Herz ein kleines Kind betteln zu sehen. Ein Kind in einem Alter, in dem es eigentlich sorglos spielen und in die Schule gehen sollte. Trotzdem weiß ich, dass wenn ich dem Kind Geld geben werde es häufig nicht bei ihm ankommen wird, weil oft organisierte Sachen von Erwachsenen dahinterstehen. Und ich weiß auch, dass ich innerhalb weniger Sekunden von anderen bettelnden Menschen umringt sein werde, die es auch versuchen werden. Diese Erfahrung habe ich schon gemacht, als ich einem kleinen Mädchen Geld gegeben habe. Also versuche ich es mittlerweile zu ignorieren und fühle mich noch schäbiger und herzloser. Selbst wenn ich dem Kind 500 Rupien (das sind umgerechnet ungefähr 5 Euro) geben würde, es wird nicht davon abgehalten auf der Straße zu betteln. Ich habe weder die Mittel noch die Infrastruktur noch die Kapazität und Erfahrung diesen Kindern nachhaltig zu helfen.

Ein guter Zeitpunkt auch über den Mythos des Internationalen Freiwilligendienstes zu reden. Natürlich war mir irgendwie bewusst, bevor ich hierhergekommen bin, dass mein Wirkungsfeld klein sein wird, als unqualifizierte (Hinsichtlich beruflicher Erfahrung) „Fremde“, die kein Tamil spricht. Als ich jedoch hier war, hat es schon gedauert mich erstmal mit der Tatsache anzufreunden, dass ich nicht gebraucht werde. In fast allen Tätigkeiten bin ich nicht notwendig, ein schöner Zusatz sozusagen. Das will ich nicht gerne hören, aber es ist die Wahrheit. Das heißt wiederum nicht, dass ich nicht auch helfen kann in kleinen alltäglichen Angelegenheiten. Ich glaube nur, dass dieses oftmals gezeichneten Bild einer gegenseitigen Profitierung im Freiwilligendienst eine Utopie ist. Ein schöner Gedanke über kulturellen Austausch und freiwillige Arbeit, keine Frage, in vielen Fällen jedoch nicht realistisch. Natürlich will ich hier keine verallgemeinernden Thesen aufstellen. Vielleicht haben manche Freiwillige ganz andere Erfahrungen gemacht, die ich ihnen auch nicht absprechen will. Ich beziehe mich auch gerade vor allem auf Freiwilligendienste in Ländern des globalen Südens, nicht in Ländern des globalen Nordens.

Doch, was bleibt nach dieser Erkenntnis als legitimer Grund ein Weltwärts Freiwilligendienst oder IJFD zu machen? Insgesamt kostet ein Freiwilligendienst pro Person durchschnittlich rund 12.500,- Euro. Ein Anteil davon, ca., 50% -70%, je nach Dauer und Kosten des einzelnen Dienstes, wird von dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

(BMFSFJ) durch das Förderprogramm Internationaler Jugendfreiwilligendienst übernommen (laut dem VIA e.V., dem Verein für internationalen und interkulturellen Austausch). Für die Weltwärtsfreiwilligendienste sind die Kosten sogar noch ein bisschen höher. Mit dem IJFD-Programm war ich in Israel, mit dem Weltwärts-Programm bin ich derzeit hier in Indien. So viel Geld wird also für mich ausgegeben, nur damit ich Erfahrungen in mit fremden Kulturen sammeln kann? Ich bin sehr dankbar für die Möglichkeit, die ich als großes Privileg betrachte. Versteht mich nicht falsch, für mich als Individuum war und ist es wichtig und hat mich in meiner Entwicklung gestärkt und meinen Blick auf viele Dinge verändert. Aber wenn ich ehrlich bin, weiß ich manchmal nicht, ob diese hohen Summen gerechtfertigt sind. In beiden Ländern hier in Indien und zurück in Deutschland springt kein ersichtlicher Mehrwert für die Gesellschaft raus. Ist ein Internationaler Freiwilligendienst am Ende nur Egoismus getarnt im Mantel freiwilliger und unbezahlter Arbeit? Diese Frage werde ich wohl erstmal nicht ganz beantworten können, sie wird mich jedoch sicher noch länger beschäftigen.

Unabhängig davon, bin ich unglaublich dankbar für die Erfahrungen, die ich machen durfte. Für die Menschen, die mich hier umgeben, für mich da sind und von denen ich viel gelernt habe. Ich bin auch dankbar für die Denkanstöße, die mir geholfen haben, viele meiner bisherigen Auffassungen zu hinterfragen und zu reflektieren. Trotz all meiner Zweifel und Bedenken, kann ich mir sicher sein, dass dieses Jahr mich nachhaltig berührt und beeinflusst hat.

Grüßchen, Katharina